

Horst Dralle
Matthias Waselowsky
Sebastian Winter
(Hrsg.)



»... nichts wird wie vorher sein.«

Ehemalige Gefangene des
KZ-Außenlagers Conti-Limmer
in Hannover berichten

»... nichts wird wie vorher sein.«

Schriften zur Erinnerungskultur in Hannover
Band 11

Im Auftrag der Landeshauptstadt Hannover,
ZeitZentrum Zivilcourage,
herausgegeben von Jens Binner

Horst Dralle, Matthias Waselowsky, Sebastian Winter (Hrsg.)

»... nichts wird wie vorher sein.«

Ehemalige Gefangene des KZ-Außenlagers Conti-Limmer
in Hannover berichten

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, Vervielfältigungen, die Entnahme von Abbildungen, die Speicherung und Verarbeitung in Datenverarbeitungsanlagen.

Es konnten nicht alle Rechteinhaber von Abbildungen ermittelt werden. Sollte dem Verlag gegenüber der Nachweis der Rechtsinhaberschaft geführt werden, wird das branchenübliche Honorar nachträglich gezahlt.

Dieses Werk enthält Hinweise / Links auf Websites Dritter, auf deren Inhalt der Verlag keinen Einfluss hat und die der Haftung der jeweiligen Anbieter oder Betreiber unterliegen.

Umschlagabbildung: CEGESOMA, Centre d'Etudes et de Documentation Guerre et Sociétés contemporaines, Collection Algoet: Brigade Piron en Hollande
Retour de prisonniers de guerre – Détenus politiques à Hanovre: [1945-...]. –
15 photos – Photo n° 96140

Satz: Matthias Waselowsky, Hannover

1. Auflage 2026

© Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
Soester Straße 13
48155 Münster
buchverlag@aschendorff-buchverlag.de
www.aschendorff-buchverlag.de

Printed in Germany

ISBN 978-3-7395-1545-8 (Print)

ISBN 978-3-7395-1582-3 (PDF)

GRUSSWORT 7

EINLEITUNG 9

ANASTASIJA ALEKSEEVNA AGAFONOVA 23

Lebensbericht von Agafonova, Anastasija Alekseevna 25

THÉRÈSE BOUDIER 41

Thérèse Boudier, geborene Lachot 43

Für *Maman* Marie-Louise –

Marie Louise Lachot, geborene Blandin 76

ANNETTE CHALUT 85

Kommando Hannover-Limmer – Juni 1944–April 1945 87

GERMAINE CHOISNET 101

[Brief an Marie Follezou] 103

MARIE FOLLEZOU 106

[Bericht, ohne Titel] 109

JACQUELINE FRANCIS-BŒUF 114

Weil sie Rebellen waren ... 116

GENEVIÈVE HELMER 150

Die Odyssee einer Deportierten 152

MICHELINE DE HEPCÉE 160

Frauen-*Kommando* Hannover-Limmer /

Reifenfabrik Continental 162

CÉCILE HUK 165

Und der Himmel blieb blau 167

MARIA K. (GEB. KUDAJ) 202

An eine Freundin 204

»Aufstehen« 205

STÉPHANIE KUDER 211

Von Ravensbrück nach Limmer und nach Bergen-Belsen 214

[Brief an Rainer Fröbe] 243

ANIELA LASOTA 246

Niederschrift der Zeugenaussage 230 249

JEHANNE LORGE 258

Deportiert wegen einer Beleidigung 260

MARIA MAJEWSKA 303

Niederschrift der Zeugenaussage 177 306

SIMONNE ROHNER 316

In der Hölle ... 319

MARIA SUSZYŃSKA-BARTMAN 429

Unheilige Märtyrerinnen 432

GLOSSAR 468

LITERATUR UND QUELLEN 478

GRUSSWORT

Liebe Leserinnen und Leser,

zu lange war in unserer Stadt kaum bekannt, dass es auch in Hannover Konzentrationslager gab. Insgesamt existierten zwischen 1943 und 1945 sieben Außenlager des Konzentrationslagers Neuengamme bei Hamburg. Eines davon war das KZ-Limmer – ein Frauenlager, in dem über 1000 Frauen aus ganz Europa unter unmenschlichen Bedingungen Zwangsarbeit für die Rüstungsproduktion der Continental leisten mussten.



Die Erinnerungen der überlebenden Frauen sind Zeugnisse unermesslichen Leidens, aber auch des Überlebenswillens und der Menschlichkeit unter grausamsten Bedingungen. Die Veröffentlichung dieses Buches ist deshalb ein wichtiges Zeichen: Sie gibt den damals inhaftierten Frauen ihre Stimmen zurück – und damit einen Teil ihrer Würde. Acht Jahrzehnte nach der Befreiung des Lagers erscheint ihre Geschichte nicht als fernes Kapitel, sondern als Mahnung an uns alle, wie zerbrechlich Menschlichkeit und Demokratie sein können.

Mein großer Dank gilt dem Arbeitskreis »Ein Mahnmal für das Frauen-KZ in Limmer«. Über viele Jahre hinweg haben seine Mitglieder mit beharrlichem Engagement geforscht, gesammelt und dokumentiert, Zeitzeuginnen und Angehörige aufgespürt und ihre Berichte bewahrt. Diese Arbeit verdient unseren größten Respekt. Sie ist ein bedeutender Beitrag zur historischen Aufarbeitung und zur gelebten Erinnerungskultur in unserer Stadt.

Als Landeshauptstadt Hannover sehen wir es als unsere Verantwortung, die Geschichte der nationalsozialistischen Verbrechen vor Ort sichtbar zu machen und ihre Aufarbeitung aktiv zu unterstützen. Der geplante Gedenkort auf dem Gelände des ehemaligen KZ-Limmers wird ein weiterer wichtiger Ort des Erinnerns und des Lernens sein – für heutige und kommende Generationen.

Erinnerung ist niemals abgeschlossen. Sie fordert uns immer wieder neu heraus: hinzusehen, zu verstehen und Verantwortung zu übernehmen – für eine Gesellschaft, in der Menschenwürde, Demokratie und Menschlichkeit selbstverständlich bleiben.

Ich danke allen, die mit diesem Buch dazu beitragen, dass die Stimmen der Frauen von Limmer nicht verstummen – insbesondere den Herausgebern, dem Arbeitskreis und dem ZeitZentrum Zivilcourage.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'B. Onay', with a long, sweeping underline that extends to the right.

Belit Onay

Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Hannover

EINLEITUNG

»Bald werden Sie frei sein. Sie werden Ihr Land wiedersehen, Ihre Familien. Sie werden Ihr früheres Leben wieder aufnehmen, und dann werden Sie nicht mehr an mich denken. Vielleicht ist das so am besten? Wenn Sie mich vergessen, dann vergessen Sie auch das Schlimme, das man Ihnen angetan hat. [...]«

»Nein, Bertha«, sage ich zu ihr, »nichts wird wie vorher sein. Wir sind zu sehr durch das Leiden gezeichnet. Deshalb kann ich Ihnen nicht versprechen, das, was geschehen ist, zu vergessen [...]«

CÉCILE HUK

Die Idee des vorliegenden Buches entstand auf den regelmäßigen Treffen des Arbeitskreises »Ein Mahnmal für das Frauen-KZ in Limmer« (AK KZ Limmer), einem Arbeitskreis, der sich im Frühjahr 2008 anlässlich von Plänen der Stadt Hannover gegründet hatte, das Gelände eines 1999 geschlossenen Werks der Continental AG im Stadtteil Limmer mit Wohnhäusern zu bebauen. Auf dem vorgesehenen Baugrund wurden zwischen Mitte 1944 und April 1945 über 1000 Frauen im Konzentrationslager Conti-Limmer, einem Außenlager zunächst des KZ Ravensbrück, später des KZ Neuengamme, gefangengehalten und zur Arbeit in den Fabriken der Continental und anderswo gezwungen.

Zum Ziel gesetzt hat sich der Arbeitskreis die »Schaffung eines würdigen Gedenkortes für das ehemalige Frauen-Konzentrationslager der Continental AG in Hannover-Limmer auf dem Lagergelände«. Gegen eine musealisierende Erinnerung formuliert er auf seiner Homepage: »Ziel muss ein ›Denk-mal-nach ...‹ sein, das Gegenwartsbezug herstellt und sich ›störend‹ zur Umgebung verhält.« Das vorliegende Buch fühlt sich diesem Gedanken verpflichtet. Daher haben wir das konkrete und individuelle Erleben der Gefangenen, genauer: ihre Versuche, dieses nachträglich in Worte zu fassen, in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt.

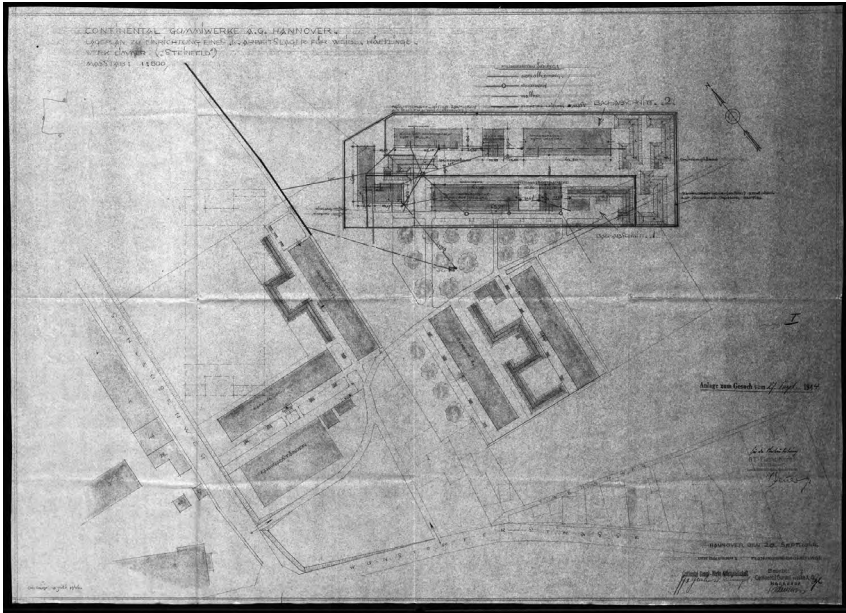
Der erste Gefangenentransport für das KZ Conti-Limmer traf am 24. Juni 1944 auf dem Bahnhof Linden-Fischerhof ein. 266 Frauen waren in Güterwaggons der Reichsbahn aus dem KZ Ravensbrück nach Hannover gebracht worden, um vor



Luftbild des Continental-Werks Limmer vom 4. August 1944 mit dem ersten Bauabschnitt des Konzentrationslagers. Unten verläuft die Wunstorfer Straße, rechts unten im Bild ist der alte Dorfkern von Limmer zu sehen.



Vergrößerter Ausschnitt mit dem ersten Bauabschnitt des KZ-Geländes: Links die SS-Baracke, in der Mitte die Häftlingsbaracke, rechts daneben das Sanitärgebäude und das Magazin. Ganz rechts befand sich der überdeckte Splitterschutzgraben.



Plan der Bauabteilung der Continental zur Erweiterung des KZ Conti-Limmer vom 20. September 1944.



Luftbild des KZ Conti-Limmer vom 8. April 1945. Links die erweiterte SS-Baracke, nördlich sind (von links nach rechts) eine Küchen- und Revierbaracke, ein weiteres Sanitärgebäude und die zweite Häftlingsbaracke hinzugekommen.

allem in der Gasmaskenproduktion der Continental AG Zwangsarbeit zu verrichten. Es handelte sich überwiegend um Französinnen, aber auch Frauen aus der Sowjetunion, Polinnen, Spanierinnen, Italienerinnen, Belgierinnen und eine Luxemburgerin waren darunter. Unter den 44 sowjetischen Frauen dieses ersten Transports waren 17 Angehörige der Roten Armee, die laut den deutschen Dokumenten vor ihrer Gefangennahme meist Sanitäterinnen gewesen waren. Fast alle übrigen Frauen, auch diejenigen ohne französische Staatsbürgerschaft, waren in Frankreich wegen Unterstützung oder der Mitarbeit in der *Résistance* (Widerstandsbewegung) verhaftet worden.

Das KZ Conti-Limmer bestand zunächst aus einer hölzernen Häftlingsbaracke, einer kleinen Baracke mit Waschgelegenheiten und Toiletten, einem Gebäude, das als Magazin und Küche diente, sowie einer Baracke, in der die Lagerverwaltung, die KZ-Aufseherinnen und wahrscheinlich auch die wenigen SS-Wachmänner untergebracht waren.

Wenige Monate später wurde das Lager um eine weitere Häftlingsbaracke und mehrere Nebengebäude erweitert, und mit einem zweiten Transport kamen am 15. Dezember 1944 weitere 250 Frauen aus dem KZ Salzgitter-Watenstedt/Leinde. Bei ihnen handelte es sich überwiegend um Polinnen und Russinnen, außerdem um einige Ukrainerinnen, Weißrussinnen und zwischen 25 und 30 französische Frauen.

Am 6. Januar 1945 wurden die wahrscheinlich 498 Gefangenen aus dem Frauen-KZ Langenhagen, das in der Nacht zuvor bei einem Luftangriff zerstört worden war, nach Limmer verlegt. Eine erhalten gebliebene Transportliste gibt Aufschluss über Namen und Herkunft. Neben 16 mit dem Vermerk »Zig.« für »Zigeunerin« als Romnija markierten Namen aus Litauen und Lettland handelte es sich um 12 Litauerinnen, 41 Lettinnen, 80 Russinnen und 351 Polinnen. Ihr Alter lag zwischen 13 und 58 Jahren, knapp zwei Drittel waren 30 Jahre alt oder jünger. Die am 10. August 1931 geborene Maria Michalak war nun wahrscheinlich das jüngste Mädchen im KZ Limmer. Die Polinnen waren zur Zeit des Warschauer Aufstandes in das Deutsche Reich verschleppt worden. Sie alle leisteten Zwangsarbeit, vor allem bei den Brinker Eisenwerken in der Munitionsherstellung und der Flugzeugreparatur.

In den beiden Häftlingsbaracken des KZ Conti-Limmer – ursprünglich für 500 Gefangene ausgelegt – waren damit von Januar bis zur Auflösung und Befreiung des Lagers im April 1945 über 1000 Frauen untergebracht.

Über das KZ Conti-Limmer wurde seit den 1980er-Jahren geforscht. Zu nennen sind hier insbesondere der Beitrag von Claus Füllberg-Stolberg in dem umfang-

reichen Standardwerk »Konzentrationslager in Hannover« von 1985, die beiden Bücher von Janet Anshütz und Irmtraud Heike »Feinde im eigenen Land« und »Man hörte auf, ein Mensch zu sein« sowie das 2020 erschienene Überblickswerk über die Geschichte des Continental-Konzerns von Paul Erker »Zulieferer für Hitlers Krieg«, in dem der Autor auch dem KZ Limmer einige Seiten mit bisher unbekannten Erkenntnissen aus dem Archiv der Continental AG widmet.

Im Rahmen unseres Engagements im AK KZ Limmer und dank der dadurch entstandenen Kontakte haben wir bisher rund 100 Quellen gefunden, in denen ehemalige Gefangene über das KZ Limmer berichten. Dabei handelt es sich vor allem um Interviews und Zeuginnenaussagen, aber auch um Gedichte, Briefe und vor allem autobiografische Berichte mit einem Umfang von wenigen Seiten bis hin zu Büchern. Diese niedergeschriebenen Erinnerungen der Gefangenen sind zu einem großen Teil von der Forschung bislang noch nicht erfasst und ausgewertet worden.

Einige dieser Berichte unterscheiden sich wesentlich von den anderen: Sie sind nicht das Ergebnis gezielten Nachfragens, wie dies bei Interviews oder Zeuginnenaussagen vor Gericht der Fall ist, sondern aus eigenem Antrieb von den ehemaligen Gefangenen verfasst worden. Den Autorinnen war es offensichtlich ein Bedürfnis, über ihre Deportation nach Deutschland und ihre Gefangenschaft in den deutschen Konzentrationslagern zu berichten. Aus diesem Grund wollten wir diese Texte nicht nur auszugsweise als Quellen verwenden, sondern ihnen in einer eigenen Veröffentlichung den Raum geben, der ihnen gebührt. Ergänzt haben wir die unaufgefordert entstandenen Berichte nur um die beiden bereits 1946 in Schweden aufgenommenen Zeuginnenaussagen der polnischen ehemaligen Gefangenen Aniela Lasota und Maria Majewska, da diese kurz nach der Befreiung entstanden sind und wir sonst nur einen einzigen Bericht einer ehemaligen polnischen Gefangenen hätten veröffentlichen können.

In dem vorliegenden Buch werden die Stimmen der ehemaligen Gefangenen, von denen jahrzehntelang kaum einer in Deutschland etwas wissen wollte, erstmals gebündelt doch noch deutlich vernehmbar.

Für die Veröffentlichung der Berichte kamen wir leider nicht umhin, zu kürzen und größere Abschnitte wegzulassen. Dies betrifft vor allem die zwischen 150 und 250 Seiten umfassenden Texte von Jacqueline Francis-Bœuf, Cécile Huk, Simonne Rohner und Maria Suszyńska-Bartman. Bei diesen mussten wir uns auf die Teile mit der Beschreibung der Haft im KZ Conti-Limmer und des Geschehens auf dem Räumungsmarsch zum KZ Bergen-Belsen sowie der letzten Tage dort bis zur Befreiung beschränken. Die weniger umfangreichen Berichte und auch die ausge-



Die Abbildung zeigt eine Seite aus einem belgischen Fotokalender. Zu sehen sind Gefangene kurz nach der Befreiung vor der hölzernen Häftlingsbaracke des KZ Conti-Limmer. Da das Lager am 6. April 1945 geräumt wurde und die Gefangenen gezwungen wurden, zum KZ Bergen-Belsen zu marschieren, wurde in der bisherigen Literatur fälschlicherweise angenommen, das Foto sei in Bergen-Belsen entstanden. Die ehemalige Gefangene Dr. Annette Chalut hat uns 2012 aber zweifelsfrei bestätigt, dass die Frauen auf dem Foto am Marsch nach Bergen-Belsen nicht teilgenommen hatten, sondern zu den rund 80 Frauen gehörten, die in Limmer geblieben waren.

wählten Passagen aus den längeren Büchern haben wir bewusst nicht gekürzt, da es die Entscheidung der Autorinnen bleiben soll, wie und worüber sie berichten wollen – oder auch nicht. Nur aus den vollständigen Texten wird sichtbar, welche Bedeutung die jeweilige Verfasserin welchen Ereignissen beimisst, wie ausführlich sie darüber berichtet und auch, was bei ihr ungesagt bleibt, vielleicht ungesagt bleiben muss. Dies ist einer der wesentlichen Gründe, warum wir die Berichte hier nicht als Quellen für eine zusammenfassende, um Objektivität bemühte Darstellung der Geschichte des KZ Limmer nutzen, sondern sie als subjektive Äußerungen, die die *erlebte* Realität in einem Lager des KZ-Systems zum Ausdruck bringen, für sich selbst sprechen lassen wollen.

An einigen (wenigen) Stellen finden sich in Berichten abfällige Bemerkungen über einzelne Mitgefangene oder ›die Polinnen‹, ›die Russinnen‹, ›die Zigeunerinnen‹ oder ›die Jüdinnen‹ und auch Ressentiments gegenüber Prostituierten oder



Anhand des Namen des Fotografen konnten zwei weitere Bilder ausfindig gemacht werden, die Gérard Raphaël Algoet nach der Befreiung im KZ Conti-Limmer aufgenommen hat.



Blick aus dem 2. Stock des Hauses Wunstorfer Straße 96 nach Norden auf das ehemalige KZ-Gelände, März 1959. Die beiden Häftlingsbaracken des KZ stehen noch, davor befindet sich ein Altreifenlager der Continental.

»kriminellen« Mitgefangenen. Obwohl wir kein solches Ressentiment verbreiten wollen, haben wir diese Zuschreibungen selbstverständlich nicht aus den Berichten gekürzt. Sie wegzulassen wäre eine ahistorische Verfälschung der Berichte und eine ambivalenzfeindliche Glättung der Erinnerungen.

Da jedes Erinnern eine subjektive Umarbeitung des Erlebten ist, gibt es Widersprüche zwischen den Berichten. Diese beziehen sich häufig nur auf Details, wie Datumsangaben oder die Schreibweisen von Namen. Solche Widersprüche sind fast zwangsläufig, besaßen die Gefangenen doch kaum Schreibzeug und haben ihre Namen wohl nur selten schriftlich ausgetauscht. Wir haben die verschiedenen Schreibweisen von Namen in den Berichten nicht aneinander angeglichen; nur in einigen Fällen weisen wir in den Anmerkungen auf die richtige Schreibweise hin. Scheinbare Widersprüche bei der Beschreibung des Lagers lösen sich häufig auf, wenn seine verschiedenen Bauphasen berücksichtigt werden. Aber auch grundlegendere Unterschiede in der Wahrnehmung und Erinnerung der selben Situationen – z. B. des anfänglichen Widerstands gegen das Prämiensystem – tauchen auf.

Ein wichtiger Aspekt bei Berichten ehemaliger Gefangener aus Konzentrationslagern besteht darin, dass diese nur in den seltensten Fällen – wie bei den in diesem Band abgedruckten Gedichten – unmittelbar zum Zeitpunkt des Erlebens



Blick nach Westen auf das ehemalige KZ- und Werksgelände der Continental, November 2015. Im Vordergrund ist der teilweise freigelegte Boden der östlichen Häftlingsbaracke zu sehen.

niedergeschrieben werden konnten. Alle anderen hier abgedruckten Berichte zum KZ Conti-Limmer wurden erst im Nachhinein, nach der Befreiung, verfasst. Manche unmittelbar danach, andere erst Jahrzehnte später. Auch dies ist bei der Lektüre zu berücksichtigen. Die späteren Berichte sind, was die objektiven Daten angeht, manchmal weniger präzise. Andererseits konnten in diese mehr Informationen aus anderen Quellen einfließen, sodass es zu einer stärkeren Vermischung des eigenen Erinnerns mit anderen Informationen gekommen sein könnte.

Erinnern ist kein bloßes Abrufen von Erlebnissen, sondern ein ›konstruktiver‹ Vorgang. Insbesondere die aus eigenem Antrieb verfassten Berichte, um die es sich bei den hier veröffentlichten bis auf zwei Ausnahmen handelt, sind häufig auch Versuche, die – meist traumatischen – Erlebnisse durch das Schreiben zu ›verarbeiten‹, es zu ordnen, dem Erlebten nachträglich ›Sinn‹ zu verleihen. Dies drückt sich nicht zuletzt in den verschiedenen Stilen der Berichte aus: Schildern einige Autorinnen ihre KZ-Zeit scheinbar sachlich-nüchtern, greifen andere zur Ironie, während wieder andere sich einer poetisch anmutenden Sprache bedienen, die das Grauen zugleich ausdrückt und abwehrt.

Betont werden muss, dass die hier versammelten Berichte in keiner Weise repräsentativ sind – weder für das KZ Limmer selbst, noch für die national-



Blick auf das ehemalige KZ-Gelände in Richtung Südosten, Oktober 2024, mit ungefährender Lage der Baracken und der Umzäunung. Im Kreis: Reste der westlichen Häftlingsbaracke, die bei Bauarbeiten für wenige Tage freigelegt und archäologisch dokumentiert wurden.

sozialistischen Konzentrationslager insgesamt. So sind die Französischen unter den Verfasserinnen deutlich in der Überzahl, obwohl spätestens in der letzten Phase des Lagers die meisten Gefangenen Polinnen oder Frauen aus der Sowjetunion waren. Letztere sind besonders unterrepräsentiert in Zahl und Umfang der hier veröffentlichten Texte. Zudem waren einige der Verfasserinnen »privilegiert«, weil sie Deutsch verstanden, was das Gefühl des Ausgeliefertseins in der Situation der KZ-Haft verringert haben dürfte.

Auf keinen Fall dürfen die Beschreibungen des KZ Limmer auf alle nationalsozialistischen Konzentrationslager übertragen werden. Die Bandbreite dessen, was unter dem Begriff »Konzentrationslager« zusammengefasst wird, reicht von den frühen »wilden KZs« über kleine Außenlager für den Arbeitseinsatz in der Rüstungsindustrie, wie in Limmer, bis zu den Vernichtungslagern im Osten, die der systematischen industriellen Ermordung von Millionen Menschen dienten. Aber auch schon die sieben KZ-Außenlager in Hannover – alle gegen Kriegsende für die Zwangsarbeit der Gefangenen in der Rüstungsindustrie eingerichtet – unterschieden sich hinsichtlich der Haft- und Überlebensbedingungen sehr deutlich voneinander: Im KZ Ahlem, in dem vor allem polnische Juden inhaftiert waren, starben

von November 1944 bis April 1945 mindestens 750 Gefangene an Hunger, Kälte, Seuchen, den mörderischen Arbeitsbedingungen, durch Folter oder gezielten Mord. Im KZ Conti-Limmer, von der Größe mit Ahlem vergleichbar, aber errichtet für nichtjüdische Frauen, starben von Juni 1944 bis April 1945 zwei Frauen an haftbedingten Krankheiten.

Die folgenden Berichte beschreiben daher nicht, wie es »im KZ« war, sondern wie ehemalige Gefangene ihr Erleben im KZ Conti-Limmer nachträglich erinnern – dies aber sehr eindringlich, wahrhaftig und bewegend.

Die Texte sind nicht nach inhaltlichen Gesichtspunkten geordnet, sondern alphabetisch nach den Nachnamen der Verfasserinnen. Maßgeblich war der Name zum Zeitpunkt der ersten Veröffentlichung des Berichts, der sich häufig vom Geburtsnamen zur Zeit der Inhaftierung unterscheidet.

Nur ein sehr geringer Teil der Texte in diesem Buch ist zuvor schon auf Deutsch erschienen. Lediglich vier (und das Gedicht »An eine Freundin«) wurden, soweit wir wissen, als eigenständige Texte, zum Teil erheblich gekürzt, in deutschen Büchern oder Zeitschriften veröffentlicht. Aus diesen und wenigen anderen wurde in deutschsprachigen Veröffentlichungen zum Teil auch ausführlicher zitiert. Gerade die umfangreicheren Auszüge aus Buchveröffentlichungen erscheinen hier jedoch erstmals als eigenständige Texte auf Deutsch. Hinweise zu den Lebensläufen der Verfasserinnen und zu den Veröffentlichungsgeschichten – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – sind den einzelnen Berichten vorangestellt.

Die meisten Texte wurden damit erstmals ins Deutsche übertragen. Auch die bereits früher auf Deutsch erschienenen Berichte wurden noch einmal mit den Originaltexten abgeglichen und die Übersetzungen überarbeitet.

Katharina Hertz-Eichenrode und Dr. Monika Gödecke gilt unser besonderer Dank. Sie besorgten die (Neu-)Übersetzungen der französischen Berichte. An einigen Stellen halfen uns auch Tamara Schwertel und Mica Ramon weiter. Großer Dank gebührt Alla Ehrlich für ihre Übersetzung des teils nur schwer entzifferbaren Berichts von Anastasija Agafonova. Das Buch der in Limmer inhaftierten polnischen Schriftstellerin Maria Suszyńska-Bartman wurde für uns von Joanna Liedke auszugsweise übersetzt, ergänzt von Teresa Willenborg, die auch an der Neuübersetzung des polnischen Lager-Gedichts »Aufstehen« mitwirkte. Ihnen danken wir herzlich.

Viele der Anmerkungen gehen auf die Übersetzerinnen zurück. Da wir alle Übersetzungen noch einmal durchgesehen und zum Teil überarbeitet haben, übernehmen wir aber die Verantwortung für alle eventuell vorhandenen Fehler.

Nur in Ausnahmefällen konnten wir für Übersetzungen eine kleine Aufwandsentschädigung zahlen dank eines finanziellen Zuschusses der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten; den größten Teil der Arbeit übernahmen die Übersetzerinnen unentgeltlich. Sie haben damit das Erscheinen dieses Buches überhaupt erst möglich gemacht.

Die Landeshauptstadt Hannover – namentlich der ehemalige Leiter des Fachbereichs Bildung und Qualifizierung, Dieter Wuttig, seine Nachfolgerin Gitta Weymann, der frühere Kulturdezernent Harald Härke sowie der frühere Leiter der Städtischen Erinnerungskultur, Dr. Karljosef Kreter, sein Nachfolger Jens Binner und deren Mitarbeiter Dr. Florian Grumbles – hat Start, Umsetzung und Abschluss unseres Buchprojekts durch die Übernahme der Druckkosten und eine stete ideelle Unterstützung sehr erleichtert. Dr. Detlef Garbe und Dr. Bernhard Strebel waren uns wichtige Diskussionspartner. Ein ganz besonderer Dank gilt Rainer Fröbe für die Genehmigung zum Abdruck der Übersetzung des Briefes von Stéphanie Kuder sowie für zahlreiche Korrekturen und Verbesserungen. Auch die (Archiv-)Mitarbeiter*innen in den Arolsen Archives und im Stadtarchiv Langenhagen, in der Stiftung Niedersächsische Gedenkstätten, in den Gedenkstätten Bergen-Belsen, Salzgitter-Drütte, Neuengamme und Ravensbrück sowie im Archiv der Landesvereinigung Niedersachsen der vvn/BdA haben uns stets sehr unterstützt, insbesondere Dr. Christine Eckel, Bernd Horstmann, Dr. Rolf Keller, Steffen Meier, Monika Schnell, Alyn Šišić, Klaus Tätzler und Elke Zacharias (†). Besonders bedanken möchten wir uns außerdem bei Jean-Paul Widmer aus Frankreich und Kenneth Susynski aus den USA, über die wir zusätzliche Informationen zu Cécile Huk und Maria Suszyńska-Bartman erhielten. Hasni Jeridi aus Frankreich danken wir für Informationen zu Marie Follezou und den Brief von Germaine Choisnet.

Jürgen Hartig (†) gedenken wir in großer Dankbarkeit für seine unverzichtbare Mithilfe und das sorgfältige Korrekturlesen. Auch allen weiteren Mitgliedern des Arbeitskreises »Ein Mahnmal für das Frauen-KZ in Limmer«, früheren und derzeitigen, kurzfristigen und dauerhaften, schulden wir Dank. Ohne die vielen gemeinsamen Plenumsabende im Gemeindehaus der ev.-luth. St.-Nikolai-Gemeinde in Hannover-Limmer, die dem AK seit dem Jahr 2008 an stets hilfsbereit mit Räumen und Infrastruktur zur Verfügung steht, würde es dieses Buch nicht geben.

Horst Dralle, Matthias Waselowsky, Sebastian Winter



Editorische Hinweise In vielen der Originaltexte finden sich deutsche Begriffe, wie »Aufseherin«, »Achtung« usw. Diese sind *kursiv* gesetzt, um das Erleben und auch sich darin vielleicht ausdrückende Distanzierungen der Verfasserinnen möglichst genau wiederzugeben. Falschschreibungen der deutschen Wörter (auch hinsichtlich der Groß- und Kleinschreibung) haben wir beibehalten, denn auch diese drücken vielleicht aus, dass die Berichterstatte(r)innen keinen Wert darauf gelegt haben, die ihnen aufgezwungene Sprache der deutschen Bewacherinnen und Bewacher sorgfältig zu erlernen und in ihren Berichten korrekt wiederzugeben.

Ebenfalls *kursiv* gesetzt sind Wörter in der Originalsprache, die nicht übersetzt wurden, etwa die Spitznamen, die die Gefangenen den SS-Aufseherinnen gegeben haben, oder Begriffe, deren Bedeutung durch eine Übersetzung verfälscht würde. So ginge beispielsweise bei einer Übersetzung des französischen Wortes *Boche* mit »Deutscher« der abwertende Charakter der Bezeichnung verloren. Solche Begriffe werden in den Anmerkungen oder im Glossar am Ende des Bandes erläutert.

Das Glossar enthält Begriffe, die in mehreren Berichten wiederkehren und einer Erläuterung bedürfen (beispielsweise »Maus« als Bezeichnung für die KZ-Aufseherinnen). Häufig stammen diese aus der »Lagersprache«, wie *Blockowa*, *Stubowa*, *Revier* usw., die ebenfalls nicht übersetzt wurden, sondern durch *kursive* Schrift gekennzeichnet sind. Gleiches gilt für einige Abkürzungen. Wir haben Anmerkungen nur bei offensichtlichen Irrtümern, nicht eindeutig übersetzbaren oder ohne Erläuterung schwer verständlichen Textstellen eingefügt. Durch das Glossar soll die Zahl der Anmerkungen kleiner gehalten werden, sodass die Texte weniger häufig unterbrochen werden und stärker für sich stehen. Im Glossar werden an einigen Stellen auch Hinweise zur Übersetzung einzelner Begriffe gegeben. Auch daher empfehlen wir einen Blick ins Glossar vor der Lektüre der Berichte.

Die Texte werden so originalgetreu wie möglich wiedergegeben. Dies betrifft auch die im Deutschen eher ungewöhnliche Kennzeichnung wörtlicher Rede durch Gedankenstriche statt durch Anführungszeichen in einigen Texten. Uneinheitliche Zeichensetzung (z. B. Spitznamen der Aufseherinnen im selben Bericht mal mit und mal ohne Anführungszeichen) wurde beibehalten. Abschnittsmarkierungen durch Leerzeilen, Sternchen oder Linien haben wir nicht vereinheitlicht, sondern jeweils dem Originaltext nachempfunden. Nicht übernommen haben wir die im Französischen übliche Schreibung von Nachnamen, Ortsnamen und anderen Bezeichnungen in Großbuchstaben.

Die zahlreichen durch »...« gekennzeichneten Andeutungen und Denkpausen in den Berichten entsprechen immer dem Original. Nur bei Auslassungszeichen in eckigen Klammern [...] handelt es sich um von uns vorgenommene Kürzungen.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----

Personalkarte I: Personelle Angaben 73394

Kriegsgefangenen-Stammlager: 354 **Dulag 101 R** Befristung der Erkennungsmarke: 12

Lager: ~~354~~ **354** Nr. 04867

Des Kriegsgefangenen	Name: <i>Agapowowa</i>		Staatsangehörigkeit: <i>Weissrussin</i>	
	Vorname: <i>Anastasia</i>		Dienstgrad: <i>Banditin</i>	
	Geburtstag und -ort: <i>27.5.1922</i>		Truppenteil: <i>Bäuerin</i> Komp. ufw.:	
	Religion: <i>R. Puljowitschewa</i>		Zivilberuf: <i>Bäuerin</i> Berufs-Gr.:	
	Vorname des Vaters: <i>Alexis</i>		Matrikel Nr. (Stammrolle des Heimatstaates):	
Familienname der Mutter: <i>Sujwa</i>		Gefangennahme (Ort und Datum): <i>6.4.44</i>		
Ob gesund, krank, verwundet eingeliefert:				

Bild		Nähere Personalbeschreibung	
	Größe	Haarfarbe	Befondere Kennzeichen:
	<i>164</i>	<i>Blond</i>	
	Name und Anschrift der zu benachrichtigenden Person in der Heimat des Kriegsgefangenen		
Fingerabdruck des rechten Zeigefingers		<i>D. Puljowitschewa Mitobitz 96</i>	
		Wenden!	

14.4.44. vom Dul. 125, Baranich w1.

6.4.44 Zugang 848

Aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. 26.5.44

Bemerkungen:

Bezeichnung der Erkennungsmarke: _____

Lager: _____

Name: _____

ANASTASIJA ALEKSEEVNA AGAFONOVA

Anastasija Alekseevna Agafonova wird am 27. März 1922 im Bezirk Polock (Gebiet Witebsk) in Weißrussland geboren. Sie wird Landarbeiterin. Laut »Kriegsgefangenen-Personalkarte I« wird sie am 6. April 1944 (vermutlich im Rahmen einer der sechs großen Anti-Partisanen-Unternehmungen im Raum Polock) im Alter von 21 Jahren gemeinsam mit ihrer Mutter Antonia und ihrer 15-jährigen Schwester Frosja als »Banditin« gefangen genommen.¹ Als Kriegsgefangene gerät sie über diverse Durchgangslager der Wehrmacht in das Stalag IB bei Hohenstein in Ostpreußen. Am 26. Mai 1944 wird sie »aus der Kriegsgefangenschaft entlassen« und an die Gestapo in Allenstein übergeben. Von dort gelangt sie mit Mutter Antonia, Schwester Frosja und 83 weiteren ehemaligen weiblichen sowjetischen Kriegsgefangenen am 30. Mai 1945 in das KZ Ravensbrück. Von dort kommen die Agafonovas am 24. Juni 1944 mit dem ersten Transport im KZ Conti-Limmer an. Nach dem Räumungsmarsch von Limmer in das KZ Bergen-Belsen werden die drei dort am 15. April 1945 befreit. Von ihrem weiteren Lebensweg ist uns nur das bekannt, was sie im folgenden Bericht schildert. Im hannoverschen Stadtteil Limmer ist seit 2018 die Antonia-Agafonowa-Straße nach der Mutter der Verfasserin benannt.

Anastasija Agafonova schrieb im Jahr 1990 einen Brief, der unter dem Titel »Widersprüchliche Gefühle« Fabrikarbeit in Hannover« 1999 in deutscher Übersetzung veröffentlicht wurde in »Es ist schwer, Worte zu finden« – Lebenswege ehemaliger Zwangsarbeiterinnen« von Ulrich Herbert, Sabine Gerhardus u. a., herausgegeben von: Gegen Vergessen – Für Demokratie e. V. (Bonn) und Förderverein für Memorial St. Petersburg e. V. (Berlin). Die Schreibweise des Namens ist dort »Anastasia Alexejwna Agafonowa«.

Dieser Text führte uns auf die Spur der Agafonovas und weiterer sowjetischer Frauen, die in das KZ Conti-Limmer verschleppt worden waren. 2023 erhielten wir von Monika Schnell im Archiv der Gedenkstätte Ravensbrück die Fotokopie eines 8-seitigen Typoskripts in kyrillischer Schrift. Der Text war unzweifelhaft von der uns schon bekannten Anastasija Alekseevna Agafonova verfasst worden. Er ist nicht datiert; einige kurze Passagen sind nicht zu entziffern. Wo sich das Original befindet, konnte leider nicht geklärt werden.

Die Übersetzung besorgte Alla Ehrlich. Bis auf wenige Ausnahmen sind auch die Anmerkungen von ihr.

1 Sie selbst schreibt, sie sei bereits Ende Januar oder Anfang Februar verhaftet worden.

Воспоминания бывшего узника
лагеря смерти Освенцим
Агафоновой Анастасии Алексеевны
09.28 г.р.
150068 Санкт-Петербург
ул. Союзов Печатников, д.8, кв. 18
телефон: 5000711

По ее просьбе пишет ее старшая сестра, она мало чего помнит. Год рождения ее 1928 год, Витебская обл., Полоцкий р-он, с/совет, сейчас Зелинковский, дер. Пулевщина, в данный момент ее нет, потому что ее начали жечь в 1943 году с мая по 19 мая СС. Сожгли 5 домов с нашим домом и к ноябрьским праздникам сделали фейерверк всему поселку. Было 37 домов, после войны первый год вроде и стали помаленьку строить домиков 10 и даже не помню точно, до войны я знала точно, потому что я там жила, вернулась очень мало, некому было строить, да и кто вернулся стали обживать, где больше народа, а кто поближе к родным, в данный момент там же заросло кустарником. Сестра ходила в школу в 4 класс, где она могла работать. Жили в деревне под оккупацией немцев, образование так и осталось 4 класса.

Нас арестовали в 1944 году в конце января или начала февраля мы точно не помним с ноября м-ца, так в лесу и болоте жили, в 7 км был немецкий гарнизон, а в 12 км. лагерь для военнопленных, это Полоцкий р-он, Белский с/с, там и был немецкий гарнизон, вот оттуда нас и арестовывали, наверное нас продали, а кто не знаем точно, но никого нет в живых, нас было 10 человек с 5 летней девочкой, а из семьи нас было трое: мама и нас две девочки. Я 1922 года 27 марта. Нас, как партизанскую семью, поместили в тюрьму пока шли допросы, мне казалось долго мы там были. У меня была очная ставка с партизанами, меня тогда крепко побили у меня во рту все зубы качались и голова, да и все было не мое, соседка в тюрьме по камере постучала в окошечко в чем дело очень плакала, она мне говорит: Хотя больно, но сожми крепко зубы и прижми рукой, вот как мне было, но маме и Фроси было полегче их там не били. после этого нам дали отдых, раз в день приносили поесть и раз в день выводили в туалет, баночку пол-литровую оставляли на ночь, потом перевели в лагерь общий. Вот кто руководил угоняли, кто нам докладывал, немецкие офицеры, гестапо, а вот кто помогал, думаю что наши русские перебежчики, вроде этого партизана. Да и из пленных были такие, один мне запомнился, он нам приносил еду, звали его Павел Кочанов, он предлагал мне сожительство, он поможет нам отсюда уйти, для меня это показалось мерзким предложением, вот я и сделала такой вывод: кто помогал - предатель среди наших. И вот с лагеря военнопленных нас женщин набрали вагон грузовой и охрану вооруженную и так отправили в путь в Латвию в Риге нас оставили, я точно не помню здание тюрьмы или барак, мне очень

Lebensbericht von Agafonova, Anastasija Alekseevna

[...]²

Den vorliegenden Lebensbericht verfasst auf die Bitte der 1928 im Dorf Pulevšica³, Dorfsowjet Zelënka, Rayon Polock in Weißrussland geborenen Schwester hin ihre ältere Schwester [Anastasija], weil sich die jüngere [Frosja]⁴ an kaum etwas erinnern kann. Der Ort existiert nicht mehr, da er im Mai 1943, bis zum 19. Mai hin, lichterloh gebrannt hatte, durch die SS in Brand gesteckt. Damals wurden fünf Häuser niedergebrannt, darunter auch das Wohnhaus unserer Familie. Um den 7. November herum gingen dann die restlichen Häuser in einer regelrechten Feuersbrunst unter. Es waren insgesamt 37 Wohnhäuser. Im ersten Nachkriegsjahr fing man zwar an, das Dorf wiederaufzubauen. Etwa zehn Häuser sind errichtet worden, aber es waren viel zu wenige Leute, die an den alten Ort zurückgekehrt waren. Die meisten Rückkehrer haben ohnehin versucht, an anderen, wohnlicheren und belebteren Orten, am liebsten in der Nähe ihrer Verwandten, unterzukommen. Und letzten Endes war niemand da, der richtig bauen konnte, sodass die ehemalige Siedlung heute im Gestrüpp und Gebüsch untergegangen ist.

Meine Schwester [Frosja] war nicht arbeitspflichtig. Wie auch, sie besuchte gerade erst die vierte Schulklasse! Wir verlebten die Kriegsjahre unter der deutschen Besatzung, und ihre Schulbildung ist ihr Leben lang auf dem Niveau der vierten Klasse geblieben.

- 2 Den offensichtlich nicht von der Verfasserin stammenden Einleitungsblock, in dem Anastasija Agafonova fälschlicherweise als ehemaliger Häftling des »Vernichtungslagers Oświęcim« bezeichnet wird und ihr Geburtsjahr mit dem der jüngeren Schwester verwechselt wurde, haben wir weggelassen.
- 3 Auf einer aktuellen Karte von Belarus konnte der Ort nicht identifiziert werden. Die Übersetzung hat die Variante der Vorlage übernommen.
- 4 An der entsprechenden Textstelle der Vorlage wird der Name des 1928 geborenen Mädchens nicht genannt. Lediglich aus dem Verlauf des Berichts ergibt sich der Vorname Frosja. Bei der Kurzform »Frosja« handelt es sich um ein Diminutiv des heute antiquiert wirkenden Frauennamens Efrosina / Efrosin'ja / Afrosin'ja.

Wir sind Ende Januar oder Anfang Februar 1944 verhaftet worden, genauer wissen wir es nicht. Bereits seit November 1943 lebten wir im Wald, mitten im Moor. Etwa 7 Kilometer entfernt lag eine deutsche Garnison, in etwa 12 Kilometern Entfernung von uns war ein Kriegsgefangenenlager. Die Garnison war im Dorfsowjet Bel'sk Rayon Polock stationiert, und genau von dort aus hat man uns verhaftet. Wahrscheinlich hat man uns verraten. Wer es getan hat, wissen wir nicht genau, und jetzt sind alle tot. Wir waren insgesamt zehn Leute, darunter ein fünfjähriges Mädchen. Von unserer Familie waren es drei: Mama und wir zwei Mädchen.

Ich wurde am 27. März 1922 geboren. Wir drei sind wie eine Partisanenfamilie behandelt worden. Für die Dauer der Verhöre waren wir in einem Gefängnis interniert. Die Gefängniszeit kam mir wie eine Ewigkeit vor. Als ich bei einer Gegenüberstellung mit Partisanen aussagen musste, hat man mich heftig geschlagen. Die Zähne wackelten im Mund, der Kopf und der ganze Körper, alles war wie nicht meins. In der Zelle weinte ich bitterlich. Unsere Leidensgenossin aus der Nachbarzelle fragte durch das Guckloch, was los sei. Sie empfahl mir, über den Schmerz hinweg die Zähne fest zusammenzupressen und die Hand dagegen zu halten. So ging es mir nach der Gegenüberstellung. Zum Glück hatten es Mama und Schwester Frosja etwas besser, denn sie wurden nicht geschlagen. Nach jenem Verhör gönnte man uns eine Erholungsphase. Wir bekamen einmal pro Tag etwas zu essen, und einmal pro Tag wurden wir auf die Toilette geführt; über Nacht stellte man uns ein Halbliterglas in die Zelle. Schließlich wurden wir ins allgemeine Lager überführt.

Die Führungsschicht, die uns vertrieb und verhörte, das waren deutsche Offiziere und Gestapoleute. Wer deren Helfershelfer waren, da denke ich, es waren unsere, russische Überläufer, so ähnlich wie jener Partisan⁵. Solche Gestalten gab es auch unter den Kriegsgefangenen. Von dem einen erinnere ich mich an seinen Namen. Es war Pavel Kočanov. Er verteilte unter uns Gefangenen Essen. Der hat mir Beischlaf angeboten und angedeutet, er würde uns helfen, aus dem Lager herauszukommen. Mich ekelte es vor seinem unverfrorenen Vorschlag, und so bin ich zu der Überzeugung gekommen, dass alle Helfershelfer Verräter an unseren Leuten waren.

5 Offensichtlich eine gedankliche Anspielung an denjenigen, der die zehnköpfige Gruppe im Wald (»mitten im Moor«) verraten hatte.

Aus diesem Kriegsgefangenenlager wurde eines Tages ein Güterwaggon voller Frauen zusammengestellt und unter bewaffneter Bewachung auf den Weg durch Lettland geschickt. In Riga kamen wir zum Halten und mussten den Waggon verlassen. Ich weiß nicht, ob wir dort in einem Gefängnisgebäude oder in einer Baracke gelandet waren, denn es fiel mir schwer, die Heimat in einem dunklen Wagen in einer unbekannten Richtung zu verlassen. Einige Tage später hat man uns wieder auf einen Zug verladen und bis nach Ostpreußen gebracht. Der Ort hieß Kronstein oder ⁶, und beherbergte ebenfalls ein Kriegsgefangenenlager, das von einem Stacheldrahtzaun umgeben war [unleserlich]. Diejenigen von uns, die noch genug Kraft hatten, [unleserlich]. Dort brachten wir [unleserlich] Feiertage zu, bevor es dann nach Deutschland ins Lager Ravensbrück ging. Wie lange wir da geblieben waren, weiß ich nicht mehr zu sagen.

Dort gab es viele Baracken, mit Pritschen in drei Etagen angeordnet. Die Tische waren gesondert aufgestellt, und an jeden einzelnen passten 30 Leute. Nach dem Appell wurden wir in diesen Raum gescheucht, nahmen an den Tischen Platz und blieben dort sitzen. Wir bekamen eine dünne Wassersuppe (*balanda*) in einer Art Spinden, die wir, die wir am Tisch saßen, selbst abzuwaschen hatten, alle der Reihe nach. Und so ging es bis in den Abend hinein. An ⁷ erinnere ich mich nicht. Und morgens trieb man uns hinaus und zählte durch, wie sonst Schafe gezählt werden.

Einer Frau aus unserer Transportgruppe war Folgendes zugestoßen. Sie stammte aus dem Gebiet Pinsk, Stadt Opočka.⁷ Man hatte ihr bereits zu Hause in Opočka ihre vier Kinder weggenommen, und sie kam und kam nicht darüber hinweg. Eines Tages war es dann so weit: Sie verlor den Verstand. Die Frau schrie und schimpfte, ließ niemand an sich heran außer mir. Ich schaffte es, auf sie einzureden, sie ein Stück weit zu beruhigen, in dem Sinne, dass wir es mit Gottes Hilfe vielleicht doch schaffen würden, in die Heimat zurückzukehren, und alles wieder gut sein würde. Sie hörte zu, aber nur so lange, wie ich bei ihr stand. Kaum ging ich weg, verfiel sie in Geschrei und Geschimpfe. Dazu kam noch, dass sie sich ihr Kleid zerriss.

6 In der Vorlage: Kronšteín. Die Alternative fehlt in der Vorlage, stattdessen befindet sich dort – wie auch an weiteren folgenden Stellen – eine Lücke im Text. Laut »Kriegsgefangenen-Personalkarte I« war es das Kriegsgefangenenlager IB nahe dem ostpreußischen Hohenstein (polnisch Olsztyn).

7 Opočka, heute Gebiet Pskov (Russische Föderation).

Die Blockälteste (*bločnaja*) brachte uns Nadel und Garn, und ich konnte das Kleid reparieren und es die Frau wieder anziehen lassen. Aber ich konnte nicht die ganze Zeit bei ihr bleiben, denn mein Schwesterchen war auch noch bei mir und brauchte Fürsorge, es war ja so klein⁸ und schwächling. So kam es, dass wir jene Frau am Morgen des übernächsten Tages nicht mehr in unserer Baracke vorfanden. Sie wurde nachts ins Krematorium verschleppt. Sie und eine weitere Frau, Marija aus der zweiten Barackenhälfte. Unsere Frau hieß Lena, die mit vier Kindern aus Weißrussland. Viel weiß ich nicht über sie. Sie sprach nur stets in Tagträumen zu ihrem Ehemann: »Miša, wo sind unsere Kinder?« Das war also dieser eine Vorfall.

Eines Tages waren zu unserer Baracke Leute angereist, um sich Arbeitskräfte auszusuchen. Ein Fabrikleiter (*chozjain fabriki*) nahm sich 240 Personen mit, von denen 45 wir Russinnen waren und die anderen Französinen. Man hat uns in eine Gummifabrik nach Hannover gebracht. Dort teilten wir uns eine Baracke und arbeiteten in zwei Schichten von sieben Uhr morgens bis sieben Uhr abends.

Es war eine Gummifabrik. Wir stellten Gasmasken her. Die bereits zusammengeklebten Zuschnitte stülpten wir über Formen, die wie Menschenköpfe aussahen, damit sie unter der Presse die gewünschte Form annahmen. Dann zogen wir die Rohlinge über andere Formen, die dann in die Brennöfen wanderten.⁹ Unsere Körper waren mit schwarzen Punkten übersät; an meinen Schultern sind sie erst 1958 weggegangen.

An das Dampfbad erinnere ich mich nur vage. Aber einmal waren wir dort tatsächlich zum Duschen, doch was waren das für Duschen. Zuerst kam kaltes Wasser, dann heißes, und das zwei, drei Mal nacheinander. In der Baracke gab es einen separaten Waschraum mit Waschbecken und Wasserhähnen. Es war kaltes Wasser, und damit haben wir uns das Gesicht gewaschen. Bettwäsche gab es keine, nur Kopfkissen und Matratzen waren vorhanden, die aus Verschnitt, Gummiresten und sonstigem Zeug bestanden. Und Flaneldecken zum Überziehen. So viel zum Thema Bettwäsche.

Unser Schuhwerk sah so aus: eine Sohle aus Holz, über die ein Fetzen Segeltuch nach Art eines Kurzstiefels gespannt war. Ob wir Socken oder Strümpfe trugen, weiß ich nicht mehr. Kurz vor Winterbeginn bekamen

8 Laut Personalkarte war Frosja Agafonova nur 1,45 Meter groß.

9 Anastasija Agafonova beschreibt den Prozess einer Vulkanisation, ohne sie beim Wort zu nennen.

wir Westen aus gestreiftem Stoff zugeteilt. Als Kopfbedeckung trugen wir ein Kopftuch aus einfarbigem Stoff oder aus Stoff mit Blümchenmuster. Als Handtücher dienten uns kleine Stoffsäcke. Seife gab es auch, ein Stück Kernseife pro Nase. Ob die Handtücher aus Waffelpikee oder aus Frottee waren, weiß ich nicht mehr. Abends prüfte man, ob unsere Füße sauber waren oder nicht. Wenn nicht, musste man sich die Füße waschen gehen.

Die Fabrik war kaum 400 Meter von der Baracke entfernt. Die Wassersuppe für uns Barackeninsassen wurde auf dem Lagergelände selbst zubereitet, denn dort gab es eine eigene Küche. Es gab sogar einen eigenen Luftschutzraum, der vom Stacheldraht umzäunt war. Ein, zwei Mal trieb man uns hinein. [Mehrere Zeilen fehlen in der Vorlage.]

Hunde liefen Wache, und der Stacheldrahtzaun stand unter Strom. Denn eine der Französinen war bei ihrem Fluchtversuch durch Stromschlag ums Leben gekommen. Sie lag schwarzverkohlt da, bis man sie weggebracht hat. Wir wissen nicht wohin.¹⁰

Vor dem Fußmarsch zur Arbeit wurden wir zuerst immer zum Appell¹¹ aufgestellt, dann gezählt und erst danach als Marschkolonne abgeführt. Wir wurden von bewaffneten Wachleuten mit Hunden begleitet, als ob wir die größten Verbrecher wären. Wie viele von uns noch keine 18 Jahre alt waren, weiß man nicht genau. Unter uns Russinnen waren es lediglich zwei: meine Schwester und noch ein Mädchen. Sie hieß Galja und war im Lager zusammen mit ihrer Tante und, wenn mich das Gedächtnis nicht täuscht, mit einer Tat'jana Vasil'evna. Wo sie herkam, weiß ich nicht, aber sie war keine Russin.

Zurück zur Fabrik, zur Verpflegung bei der Arbeit. Das Essen wurde zur Fabrik transportiert und in der dortigen Kantine serviert. Tagsüber bestand es aus einer dünnen Wassersuppe, in der manchmal ein Stückchen Kohl, etwas Möhre oder Steckrübe herumschwammen; abends gab es Brot und Margarine. Von der Margarine gab es etwa 10 oder 15 Gramm, vom Brot einen 500 bis 600 Gramm großen Laib für jeweils vier Personen. Aber es ist bei uns niemand an Hunger gestorben. Es gab auch einen arbeitsfreien Tag: sonntags, wenn der Schichtwechsel stattfand. Als im Frühjahr 1944 das Grün hervorzusprießen begann, führte man uns nach draußen, um Löwen-

10 Eine Beschreibung eines solchen Todesfalles findet sich in keiner anderen Quelle zur Geschichte des KZ Conti-Limmer. Wahrscheinlich schildert die Verfasserin hier ein Erlebnis im KZ Ravensbrück.

11 In der Vorlage in kyrillischen Buchstaben: *appel*.

zahnblätter zu sammeln. Daraus wurde eine Art Kohlsuppe gekocht, nur halt aus jungem Löwenzahn, in der ab und an auch gelbe Blüten herumschwammen. Zwar schmeckte die Suppe bitter, aber es ging. Übrigens weiß ich nicht mehr, um welche Uhrzeit wir abends zu essen bekamen. Ich meine, es war so gegen 23 Uhr, dass man uns Brot und Tee oder Kaffee brachte; das jeweilige Getränk wurde nochmals mit Wasser verdünnt.

Das war also unser Abendessen. Trotzdem gab es keinerlei Streit oder Stunk zwischen den verschiedenen Nationalitäten, die wir da in den Baracken zusammenlebten. Es ging unter uns freundlich zu. Die Französischen traten uns gegenüber freundschaftlich auf, ich wünschte, die ganze Welt würde so freundlich miteinander umgehen, wie wir damals miteinander umgegangen sind.

Das Neujahr 1945 haben wir schön gefeiert. Selbstverständlich hatten wir es damals nicht leicht, aber wir waren jung und hatten ein großes Bedürfnis, zu feiern. Anlässlich des Neujahrs saßen wir alle zusammen, und neben uns – um genau zu sein: neben meiner Schwester Frosja – saß eine Frau¹² oder, wie soll ich es besser sagen: eine ältere Deutsche, die etwa 60 Jahre alt war. Sie war uns sehr gewogen. Sie brachte meiner Schwester jeden Tag eine Kleinigkeit mit, sei es eine Stulle, einen Apfel oder eine Birne. Meine Schwester war klein und schwächlich, sodass alle sie nur so genannt haben, sogar die Aufseherinnen¹³, die uns bei der Arbeit überwachten: »kleines Kindchen«¹⁴. Die Aufseherinnen waren uniformierte Frauen; ich erinnere mich an die angenähten SS-Abzeichen an deren deutscher Uniform.¹⁵ Aber es war so, dass sie, wenn sie von ihrem Mittagessen noch etwas übrig hatten, uns zu sich ins Kabuff führten und zusammen mit uns weiteraßen, nur durch eine Tür von uns getrennt.

Zurück zur Neujahrsfeier 1944/45.¹⁶ Die ältere Deutsche hatte für uns Russinnen einen kleinen Tannenbaum in ihrer Einkaufstasche verstaut in

12 In der Vorlage in kyrillischen Buchstaben: *frau*.

13 In der Vorlage in kyrillischen Buchstaben: *policaiki*. Auch wenn Anastasija Agafonova die KZ-Aufseherinnen als »Polizistinnen« bezeichnet, wird dies im Folgenden mit »Aufseherinnen« übersetzt.

14 In der Vorlage in kyrillischen Buchstaben: *Klajna kinder*.

15 Die KZ-Aufseherinnen als »Gefolge der SS« trugen keine SS-Runen, aber einen aufgenähten Reichsadler mit Hakenkreuz auf dem Oberarm.

16 Französische Gefangene bezeichnen die gleiche Feier als Weihnachtsfeier.

die Fabrik geschmuggelt, den wir dann unter den Rücken versteckt mit in die Baracke brachten. – Das Mädchen war aus Char'kov. Nein, es waren zwei, sie hießen Lida und Dusja.¹⁷ – Den Tannenbaum haben wir geschmückt, so gut wir konnten. Von der einen Französin, die Ärztin war, bekamen wir einen kleinen Wattebausch geschenkt. Leider hielt die Freude nicht lange an, denn man stellte uns den Strom ab, und die Augenweide ward nicht mehr zu sehen. Eine andere Französin arbeitete in der Küche, und auch sie hat uns geholfen, in diesem Fall gegen die Dunkelheit. Sie brachte uns ein Schneidebrett und ein Messer aus der Küche mit, mit deren Hilfe wir Holzstöckchen zerhackten, um sie als Raspeln in den Tonschalen à la Gomel¹⁸ zu verbrennen, aus denen wir sonst gegessen hatten. Allerdings hatten wir nicht mitbedacht, dass die Tischplatte Schaden nehmen könnte, wenn wir ohne feuerfeste Unterlage zündeln sollten. Am nächsten Morgen gingen wir ruhigen Gewissens zur Arbeit, ohne zu ahnen, dass wir den Tisch dieser Französin durch ein Brandloch in der Mitte der Tischplatte demoliert hatten. Bei jener Morgenschicht waren aus unserem Zimmer dreizehn Frauen zugegen, die wir beim Nachhausemarsch zuerst durch das Tor gewinkt, dann aber mit dem Ruf »Russen zum Appell«¹⁹ zurückgepiffen wurden. Uns gegenüber standen die Stellvertreterin des Kommandanten und ein Offizier. Als man begann, uns zu [Zeilen fehlen in der Vorlage], die etwas Deutsch verstand. Sie trat vor und sagte, sie sei es gewesen. Daraufhin setzte die Stellvertreterin dazu an, den Arm zu heben, aber der Offizier machte ein Zeichen zum Haltmachen, nach dem Motto: nein, sie sei es nicht, denn sie alle seien schuld. Und er ließ es dabei bewenden. Wir durften sogar den Einwand vorbringen, [dass ja nichts passiert wäre,] hätte man uns den Strom nicht abgestellt. Danach war alles gegessen.

Langer Rede kurzer Sinn: Nicht alle Deutschen sind Faschisten und ²⁰. Hier haben wir zwei Beispiele: der Offizier und die Deutsche, die uns den Tannenbaum mitgebracht hat. Die Letztere hat schlichtweg ihr Leben riskiert. Dann gab es einen weiteren Vorfall, der mich persönlich betraf. Ich wurde einmal krank. Entweder das Gummi selbst oder das Zeug,

17 Bezug in der Vorlage unklar.

18 Vermutlich lautmalerisch für frz. *gamelle* (Essnapf, insbesondere des Militärs) als Begriff der Lagersprache.

19 In der Vorlage in kyrillischen Buchstaben: *russkie apel'*.

20 Wort fehlt in der Vorlage.

mit dem das Gummi bestreut war,²¹ hatte bei mir einen heftigen Hautausschlag hervorgerufen. Vielleicht waren es sogar einfach die kaputten Nerven, doch eines Tages waren meine Hände und Arme bis zu den Ellbogen hin nass und von einem Hautausschlag befallen. Die Haut schmerzte. Während sie es nicht zugegeben hatten,²² war es die Kommandantin persönlich, die mich zum deutschen Arzt begleitete. Der Arzt war eine Frau, ein sehr guter und verantwortungsvoller Mensch. Sie begann, mir den Schleim von der Haut abzuwischen, und desinfizierte die wunden Stellen anschließend mit Jodtinktur. Bei dieser Prozedur muss ich kurz vor der Ohnmacht gewesen sein, denn plötzlich schob die Ärztin einen Stuhl vor und ließ mich darauf Platz nehmen; die Kommandantin hielt mich an den Schultern fest. Auf die gereinigte Haut trug die Ärztin zunächst eine graue Salbe auf. Leider ging es mir danach nicht besser, sodass man mich am nächsten Tag zum zweiten Mal zum Arzt brachte. Diesmal wurde meine Haut mit einer hellen Salbe behandelt, die sehr gut anschlug. Als erstes schlief ich 24 Stunden am Stück durch. Drei Wochen später war ich geheilt und konnte wieder arbeiten gehen.

Ein Glück, dass es in Hannover kein Krematorium gab. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass ich [trotz des krankheitsbedingten Ausfalls] überlebt habe. Zwar hatte ich bis ins Jahr 1960 hinein gelegentlich mit Rückfällen zu kämpfen, aber sie waren unerheblicher Natur. Schlimmer war die Gürtelrose, unter der ich jahrelang litt. Alle Behandlung half nichts, bis die Krankheit in den 1960er-Jahren von allein wegging. Das wären also meine Erinnerungen und Ereignisse, die man nicht vergessen kann.

Hinaus aus Hannover trieb man uns im Frühling 1945, etwa am 5. April. Die Stadt stand in alle Richtungen offen. Wir waren nicht viele, nur gut Fünftausend; als Gefangene wussten wir nicht genau Bescheid, wie viele wir waren. Unsere Marschkolonne zog durch Orte, deren Namen mir nicht bekannt sind. Als wir in einer mir ebenfalls unbekannten Ortschaft angehalten wurden, liefen plötzlich russische Mädchen auf uns zu. Sie wollten wissen, ob unter den Frauen unserer Marschkolonne auch Russinnen seien. Sie drängten immer näher an uns heran, bis die Wachmannschaften sie zu vertreiben versuchten. Eine der Wachfrauen war jene Aufseherin, die

21 Der Nebensatz ist geraten, weil die entsprechende Zeile der Vorlage kaum zu lesen ist.

22 Es bleibt unklar, wer mit »sie« gemeint ist.

wir als Russin erkannt zu haben glaubten. Da sagten wir frei heraus, wir nähmen an, sie sei Russin. Daraufhin wurde sie von auf Deutsch ausgeschimpft²³ und fing plötzlich an, Russisch zu sprechen. Sieh mal einer an, da war sie gestellt, die Verräterin.

Uns führte man am Ende des kleinen Vorfalls in eine Siedlung hinein, in deren Nähe ein Waldstück lag. Wir bekamen einen Schlafplatz in der Nähe des Wegs. Genauer gesagt in einer Grube, in der ehemals Sand abgebaut worden war. Dort durften wir die Nacht verbringen, zugedeckt mit unseren Flaneldecken aus der Baracke. Außerdem hatten wir unsere Tonschalen mit. Am Morgen führte man uns in Richtung Waldstück ab. Einige fielen um und wurden auf der Stelle erschossen. Wer dennoch noch laufen konnte, wurde wie ein Hund an die Kette gelegt. Jedenfalls wurde niemand lebend zurückgelassen, denn die Wachen dachten sich wohl, der Ort sei nicht weit weg, die Bewohner könnten einen noch Lebenden vorfinden.

Durch das Waldstück wurden wir entlang einer Straße geführt. Einige Gefangene schätzten die Gelegenheit als günstig ein und versuchten zu fliehen, doch auf sie wurde geschossen. Wir wissen nicht, ob sie erwischt wurden oder überlebt haben. Jedenfalls wurden wir am Ende des Tages in ein großes Lager geführt, von einem Stacheldrahtzaun umschlossen und mit zahlreichen Baracken dahinter, von denen die meisten auf der linken Straßenseite standen.

Als wir am Ende der Barackenreihe vorbeizogen, sahen wir davor etwas, das wie Baumstümpfe aussah. Es war dunkel, und ich dachte, es sei Brennholz. Man trieb uns alle in eine einzige Baracke hinein, in der nichts vorhanden war außer dem Betonboden. Wir kauerten uns eng aneinandergesetzt hin, nicht mal die Beine konnte man ausstrecken. Am nächsten Morgen bekamen wir etwa 100 Gramm Brot pro Person zum Essen. An der anderen Straßenseite rechtsherum gegenüber war ein [Zeile fehlt in der Vorlage; möglicherweise ein Brunnen]. Ich war dabei, mich zu erheben, nachdem ich mit dem Becher etwas Wasser geschöpft hatte, als plötzlich eine Aufseherin wie aus dem Nichts auftauchte. Sie ließ ihre Gummipeitsche voller Wucht über meinen Rücken spazieren, sodass er noch lange danach blutunterlaufen war. Die Striemen waren sogar auf dem Steingutbecher zu sehen, weil ich den nicht aus den Händen gelassen hatte. Wir hatten also einen

23 Cave: Der Zusammenhang ist anhand der Vorlage nur schemenhaft zu eruieren.

Becher Wasser ergattert. Kurz vor dem Abmarsch [aus Hannover] hatte eine Französin aus der Küchenbaracke meiner Schwester Frosja etwas Salz mitgegeben. Das Salz lösten wir jetzt im Wasser auf und zerkrümelten darin eine von unseren zwei Portionen Brot. Womit wir das Brot zerstampften, weiß ich nicht mehr. Offensichtlich hatten wir unsere Holzlöffel mit, die aussahen wie kleine Spaten.

Diesen Mischmasch tranken Mama, Frosja und ich schluckweise aus. Gegen Mittag nahm uns²⁴ mit zur Küche, wo wir vier eine dünne Wassersuppe zu essen bekamen. Erst dann verstand ich, was das für scheinbare Baumstümpfe waren, die entlang der Baracken lagen. Es waren keine Baumstümpfe. Es waren Leichen. Allesamt Männerleichen, denen das Fleisch von den Knochen abgeschabt worden war ... Zwei Tage später wurden diese Leichen an den Füßen zusammengebunden, und wir wurden damit beauftragt, sie wegzuschleppen. Zwei Personen mussten jeweils eine Leiche anpacken und den Weg entlang schleifen; die toten Köpfe sprangen nur so hin und her. Am Ende des Lagerwegs hinter unserer Baracke, etwas näher zum Wald hin, waren tiefe Gräben ausgehoben, in denen Holzbohlen aufeinander gestapelt lagen. Darauf wurden die Leichen abgelegt. Das schlimmere Bild aber war jenes der Schädel, die den toten Körpern, von zwei Lebenden den Lagerweg entlang geschleppt, die ganze Zeit hinterhersprangen. Die Leichen wurden auf den Bohlen abgelegt.

Neben diesen Gräben, hinter einem Drahtzaun, gab es eine weitere Baracke. Darin lebten Kinder und Erwachsene, als ob sie ganz auf sich allein gestellt wären. Doch eines Morgens waren sie alle nicht mehr da. Offensichtlich wurden sie auf jenen Holzbohlen verbrannt, zuerst mit Benzin übergossen und dann verbrannt.²⁵

Am 15. April [1945] rollte ein Panzer mit Soldaten der britischen Armee auf das Lagergelände, und wir wurden befreit. Doch im Vorfeld der Befreiung, obwohl am selben Tag, hatte man uns in die Wassersuppe Gift beigemischt, und auch das Brot, was an uns zu verteilen gewesen wäre, war

24 Die handelnde Person wird nicht genannt.

25 Zwischen dem 6. und 11. April 1945 wurden ca. 7000 jüdische Austauschhäftlinge in das KZ Theresienstadt geschickt. Nur einer der drei Transportzüge erreichte sein Ziel.

vergiftet worden.²⁶ Unvorstellbar, das Maß der Bosheit den Menschen gegenüber. Umbringen ohne Gaskammern und Krematorien! Wie viele von uns Lagerinsassen infolge dieser Dreistigkeit umgekommen waren, wer weiß das schon. An jenem Tag starben an die tausend Menschen. Es war herzerreißend, die armen Teufel anzuschauen. Sie taumelten dahin, als ob sie sturzbetrunken wären, fielen um, erhoben sich mühsam wieder und fielen wieder um, ohne noch einmal aufzustehen. Das Ganze spielte sich ab auf ihrem Gang zur Küche, um die Wassersuppe zu holen. Als wir in Richtung Essensausgabe unterwegs waren, saßen sie schon alle auf dem Boden. Wir schauten verwirrt zu und konnten nicht begreifen, was vor sich ging. Gott sei Dank, dass wir die Suppe nur abgeholt und zu unserer Baracke gebracht hatten [ohne davon gegessen zu haben]. Denn als plötzlich der Panzer auftauchte, verließ man die Baracken und machte sich auf den Weg zum Panzer hin, aufrechten Ganges oder auch nur noch auf allen Vieren. Alles wollte in Richtung Fahrstraße, und das war ein gespenstischer Anblick.

Als erste Amtshandlung verbot man uns, das Wasser aus dem Lagerfass zu trinken, und hielt uns überhaupt an, eine oder zwei Stunden zu warten. In dieser Zeit fuhr ein LKW mit frischem Wasser vor, und etwas später wurden Brot und Konserven angeliefert. Jeder bekam einen etwa 600 Gramm großen Laib und eine Konservendose zugeteilt. Es war eine Metallkonserve mit einem Liter Schweinefleisch. Viele aßen es in einem Zug auf, so groß war der Hunger. Außerdem bekamen wir einen Regenmantel und Strümpfe zugeteilt, wo auch immer das Zeug herkam, und auch eine Decke. Ich nehme an, die Soldaten haben uns ihre Feldausrüstung abgegeben. Es folgten einige Tage auf dem Lagergelände zwecks Quarantäne, weil unter uns vereinzelt Typhus²⁷ ausgebrochen war. Jeden Morgen lagen in dieser Zeit zwei, drei Tote vor den Zelten, in denen wir übernachteten. Insbesondere Französinen waren davon betroffen. Schließlich wurde sogar das Wasser verseucht, obwohl es alle drei Stunden auf Verunreinigung geprüft wurde. Über all das wussten wir Bescheid, weil es uns per Lautsprecher mitgeteilt

26 Die geschilderte Vergiftung des Essens gab es nicht. Die Menschen starben an Hunger, Seuchen und anderen Krankheiten und tragischerweise auch durch die Verteilung von für die Erkrankten ungeeigneter Nahrungsmittel durch die Befreier.

27 Siehe »Typhus« im Glossar auf Seite 475 f.

wurde. Sobald die Sterblichkeit zurückgegangen war, blieben wir dort nicht lange.

Die Leichen wurden zu derselben Stelle transportiert, an der ein Schlepper einen tiefen Graben ausgehoben hatte. Das Wegräumen der Toten hatten die britischen Soldaten den Aufseherinnen aufgetragen. Diese mussten sie auf die LKW verladen und dort oben aufeinanderstapeln. Immer wenn wir vorbeikamen, zwang man die Aufseherinnen, die Leichen zu küssen, um wohl symbolisch um Verzeihung zu bitten. Abgelegt wurden sie in den Gräben. Mir ist nicht erinnerlich, dass [Zeilen in der Vorlage nicht lesbar], dem Ort, wo Leichen verbrannt wurden, da fuhr ebenfalls ein Schlepper mit einer riesigen Schaufel vor und deckte die Leichen mit Erde zu. Um diese Massengräber herum wurden Pflöcke eingerammt, und ein weißes Band drum herum gespannt. Etwa vier Tage später verlegte man uns in die Kasernen der britischen Garnisonssiedlung. Was haben wir den britischen Soldaten und ihren Ärzten zu danken! Sie kochten uns einen Tee und redeten auf uns ein, ihn mit Milch zu trinken, obwohl er nicht sehr lecker sei. Der Tee würde uns den Magen dekontaminieren, weil wir ja vergiftet worden seien. Möge Gott denen, die noch leben, Gesundheit spenden und jene, die schon verstorben sind, in sein Reich aufgenommen haben dafür, dass wir es damals überlebt haben.

Im Juni 1945 vertraute man uns den Russen an, und wir landeten wieder in Ravensbrück. Dort war eine Einheit von Marschall Žukov stationiert. Bei den Rotarmisten haben wir etwas Kraft getankt, zwei Frauen haben für uns dort gekocht. Irgendwann schlug man uns vor: »Freiwillige für die Gartenarbeit vortreten!«, und so kamen etwa vierzig Frauen und sechs Männer zusammen, die wir unter Leitung des Wachmanns Nikiforov im Garten beschäftigt waren. Wie Nikiforov mit Vornamen hieß, weiß ich nicht. Er war aus Kiev. Zuerst häufelte unsere Arbeitskolonne Kartoffeln im Garten, später pfl egten wir Tomaten und Gurken in den Gewächshäusern. Als dann junge Kartoffeln geerntet werden konnten und die Tomaten reif wurden, kam die Lebensfreude endgültig wieder auf. Wir wollten nur noch schnell in die Heimat zurück. Im September war es so weit: Man wurde in Gruppen nach Herkunftsregionen zusammengefasst und nach Hause geschickt. Auch wir kehrten in den Heimatort wieder.

Leider hielt die Freude nicht lange an. Von dem zuständigen Dorf-sowjet erhielten wir zwar 1 kg²⁸ und 9 kg Mehl, aber ansonsten besaßen wir nichts mehr. Wir hatten weder Kleidung noch Schuhe. Bei den Rotarmisten konnten wir in der Sauna duschen und hatten frische Anziehsachen bekommen. Außerdem stand in unserem dortigen Garten ein Bett mit frischer Bettwäsche darauf. Aber das hat man uns ja nicht mit auf den Weg gegeben. Als wir auf dem LKW in Richtung Polen gebracht wurden, fragte ein Militär, warum wir nichts dabei hätten, kein Gepäck, kein gar nichts. Wir konnten nur erwidern: »Wie hätten wir uns denn etwas besorgen können?« Daraufhin hievte er schwungvoll ein Kopfkissen, ein paar Bettdecken und sogar etwas Bettzeug auf die Ladefläche. Mit diesem Gepäck kamen wir drei in unserer Heimatgegend an.

Der Empfang war ziemlich unfreundlich, obwohl wir aus einem Nachbardorf stammten und in jenem Zehnseelendorf sogar Bekannte hatten. Schließlich kamen wir bei einer Frau unter, die mit ihren drei Kindern in einer Behelfshütte lebte. An Schlafkomfort war nicht zu denken, aber immerhin mussten wir nicht im Regen übernachten. Aus gegebenem Anlass wandte ich mich an das Exekutivkomitee des Rayon Polock ... und musste mir sagen lassen, dass Rückkehrer aus Deutschland im Komitee nichts zu suchen hätten. »Aber wir waren dort doch nicht etwa beim Bauern²⁹ zu Diensten, sondern sind wegen der Verbindungen zu den Partisanen verhaftet worden!«, und mehr zu sagen fiel mir beileibe nicht ein. Mit Tränen in den Augen, mit Soldatenstiefeln an den Füßen und einem Männeranzug auf den Schultern, so wie wir damals alle herumgelaufen sind, musste ich unverrichteter Dinge von dannen ziehen. So hat man uns in der Heimat in Empfang genommen ...

Es war schwer, sehr schwer, sich durchzuschlagen, aber wir taten unser Bestes. Irgendwann kam unser Bruder aus dem Krieg zurück.³⁰ Er konnte

28 Worum es sich handelte, fehlt in der Vorlage. Vermutlich Kartoffeln.

29 In der Vorlage in kyrillischen Buchstaben: *u bauërov*.

30 Wörtlich genommen kehrt man im Russischen am Ende eines Krieges sowohl »von der Front« (*vernulsja s fronta*) als auch »aus dem Krieg« (*prišel s vojny*) zurück. Eine Rückkehr von der Front bedeutet ganz konkret Verlassen einer Frontlinie, an der kämpfende Einheiten eingesetzt werden. Die Wortwahl »aus dem Krieg« steht eher für einen allgemeineren Kriegsrahmen, der nicht nur die kämpfende Truppe betrifft, sondern auch irreguläre Kampfeinheiten (Partisa-

trotz seiner Kriegsverletzung als Wachmann in einer Justizvollzugsanstalt in der Rayonhauptstadt Polock anheuern. Zuerst war er in einem Arbeiterwohnheim untergebracht. Nach der Heirat kündigte er seine Stelle im Wachdienst und zog aufs Land in einen anderen Bezirk. Seine Frau und er hatten drei Kinder. Es ist schon eine Weile her, dass der Bruder verstorben ist, obwohl er zwei Jahre jünger war als ich. Er ist sogar früher gestorben als unsere Mutter. Meine jüngere Schwester Frosja hat zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn, aber keine Enkelkinder. Ich hingegen bin kinderlos geblieben. Ich bin jetzt alt und klapprig, aber so gut es geht mobil. Aufgrund meines Krankheitsbilds hat man mir eine Behinderungsstufe zuerkannt. Meine Schwester hat ihren Behinderungsausweis bekommen, als sie nicht mal 40 Jahre alt war. Schon damals litt sie an einer Sklerose; es gab Zeiten, in denen sie vorübergehend nicht bewegungsfähig war. [Zeile in der Vorlage nicht lesbar.]

Dort nahm Frosja unter Begleitung in einem Passagierzug Platz, und hier am Bahnhof nahm ich sie in Empfang. Angesichts ihres desolaten Gesundheitszustands habe ich für meine Schwester im Voraus einen Termin beim Facharzt gebucht, und so wurde sie hier wieder mehr oder weniger auf die Beine gestellt. Zwar gestaltete sich die Einnahme der nötigen Medikamente als äußerst schwierig, weil diese alle zwei Stunden verabreicht werden mussten, es aber damals Engpässe gab bei den Arzneimitteln, aber Gott sei Dank, alles ist gut gelaufen. Sie kann sich wieder bewegen, nur ihre Fersen kann sie nicht mehr spüren. So war unser Leben nach dem Krieg, da mag man erst gar nicht wieder daran zurückdenken.

Was aus dem Leben besonders in Erinnerung geblieben ist? Das sind natürlich der Krieg und das Lager. Wenn der Krieg nicht gewesen wäre, so hätte man nicht dermaßen leiden müssen und wäre auch nicht so krank geworden, denn vorher lebte man ruhig und gelassen dahin. Insbesondere

nen, Sabotagegruppen, Agententätigkeit) inhaltlich umfassen kann. Anastasija Agafonova spricht in ihrem Bericht von der Rückkehr ihres Bruders »von der Front«, nicht »aus dem Krieg«. Diese Wortwahl schließt eine Tätigkeit des Bruders in einem Partisanenverband so gut wie aus. Für die Übersetzung wurde dennoch das deutsche Pendant »aus dem Krieg« verwendet, weil es eine endgültige Rückkehr aus dem Kriegereignis impliziert und nicht, wie es beim Ausdruck »von der Front« möglich gewesen wäre, eine zeitweilige Rückkehr nach Hause im Rahmen eines Fronturlaubs bezeichnen soll.

das Lager geht uns nicht aus dem Kopf; wir werden es nie vergessen, solange wir leben. Es ist schon klar, dass wir nicht alle Einzelheiten niedergeschrieben haben, aber vergessen werden wir nicht, was für ein Leben wir im Krieg und insbesondere in Ravensbrück gefristet haben.

Wie wird an jene Zeit erinnert[?]³¹ Französische Historiker haben zum Beispiel wichtige Dokumente der nationalsozialistischen Führung ans Licht der Öffentlichkeit gebracht, in denen die Ausführung der damaligen Verwaltungsanweisungen in einer besonders nebulösen Sprache gehalten war. Zum Beispiel werden darin 496 Frauen, die im Lager Ravensbrück ermordet worden waren, als »einer besonderen Behandlung ohne Rückkehr zugeführt« bezeichnet. Als wir uns morgens zum Appell aufzustellen hatten, wurden um die gleiche Zeit Menschen verbrannt. Es fiel uns schwer zu atmen, denn unsere Baracken lagen direkt an der Mauer, hinter der die drei Öfen des Krematoriums waren.

Übrigens wurde jene Stätte durch unsere russischen Truppen unter Marschall Žukov befreit, und die Nazis hatten es nicht geschafft, das Krematorium zu sprengen. Als wir später wieder nach Ravensbrück gebracht wurden, nicht durch die Deutschen, sondern durch andere Leute, waren wir ja auf freiem Fuß. Einige Mädchen sind zum Krematorium hin, um sich das Ganze anzuschauen. Mich ließ man allerdings nicht hingehen, weil ich damals in einem labilen psychischen Zustand war. Und also jene Mädchen, die hingegangen waren, berichteten von einem ganzen Arm, der nicht verbrannt ist. Das werden sie sich nicht ausgedacht haben, wenn sie es mit ihren eigenen Augen gesehen haben.

Wie durch ein Wunder hat der französische Historiker Wellers³² die Hölle des Vernichtungslagers Auschwitz überlebt. Er hat der Nachwelt Goe-

31 Ohne rhetorisches Fragezeichen ergibt dieser Satz samt den folgenden Ausführungen kaum einen Sinn.

32 Der 1905 in Kozlov, heute Mičurinsk (Zentralrussland), geborene George Wellers stammte aus einer wohlhabenden Rabbinerfamilie, die 1922 aus der frisch gegründeten Sowjetunion nach Lettland ausgewiesen war. 1929 siedelte der bereits verheiratete Wellers nach Frankreich um. Dem Beruf nach war er Biologe, Biochemiker und Physiologe, der Berufung nach Historiker des Holocaust.

bbels' Ansprache an die SS-Leute³³ in Erinnerung gerufen, es würde nie jemand für wahr halten, dass eine solche Tötungsmethode existieren könne, aber die Geschichte hat ihn eines Besseren belehrt. Die Wahrheit ist doch an den Tag gekommen. Allerdings hätten wir damals nicht gedacht, dass wir Jahrzehnte später dazu angehalten würden, zu beweisen, dass es wahr war. Schließlich gibt es sogar Überlebende, die es mit ihren eigenen Augen gesehen haben. Es ist keine Mär, es ist Realität gewesen. Kann man die Vernichtungslager etwa vergessen? Kann man die Untaten der SS-Leute vergessen? Ich glaube nein, niemals.

Es kam allerdings auch vor, dass selbst Deutsche unter diesen Bestien litten, denn anders als Bestien kann man sie nicht bezeichnen. Jedenfalls war in unserem Lager in Hannover auch eine Deutsche³⁴ inhaftiert. Also: Kann man so etwas vergessen und verzeihen? Ich glaube nein, niemals. Ich glaube, dass vielen Deutschen durch jene Scheusale Leid widerfahren ist, denn in jeder Nation gibt es schlechte Menschen – allerdings nicht dermaßen schlechte.

An erster Stelle wurden Kranke getötet. Wie viele durch Bomben ums Leben gekommen sind, ist uns unbekannt, welches Gas verwendet wurde, auch. Das war nur denen bekannt, die dort tätig waren, oder jenen Aufseherinnen, die dort arbeiteten, um uns zu bewachen.

Schließlich herrschte da ein strenges Regiment: Auf dem Weg zur Arbeit hin und von der Arbeit zurück wurden wir gezählt und von der bewaffneten Wache begleitet, dazu noch von Hunden flankiert. Insofern sehen Sie mir bitte nach, dass ich jetzt, wo ich mir diese Bilder in Erinnerung rufe, sehr aufgeregt bin und einen Schreibfehler nach dem anderen mache, denn meine Bildung ist dürftig.

33 Gemeint werden gewesen sein Himmlers Reden bei der SS-Gruppenführertagung in Posen am 4. und 6. Oktober 1943 (Hinweis von Rainer Fröbe).

34 Gemeint ist Gertrud Tortarolo, geborene Warnke.

THÉRÈSE BOUDIER

Thérèse Lachot wird am 20. Oktober 1926 in Chevanny in der Nähe von Dijon geboren. Am 2. Februar 1944 wird Thérèse im Alter von 17 Jahren gemeinsam mit ihrer Mutter Marie-Louise von der Gestapo verhaftet; die Bauernfamilie hatte *Résistance*-Angehörige und Arbeitsdienstverweigerer untergebracht und versorgt. Nach Einlieferung in das Gefängnis von Dijon noch am 2. Februar erfolgt am 11. März 1944 die Überführung in das Durchgangslager Romainville. Am 22. April 1944 kommen Thérèse und Marie-Louise Lachot im KZ Ravensbrück an. Vom 7. Juli an müssen sie im KZ Salzgitter-Watenstedt / Leinde schwere Zwangsarbeit leisten. Dort erkrankt Thérèse an Mittelohrentzündung und Angina. Mutter und Tochter werden schließlich Mitte Dezember 1944 nach Hannover in das KZ Conti-Limmer transportiert. Nach dem Räumungsmarsch zum KZ Bergen-Belsen werden beide dort eine Woche später am 15. April 1945 befreit. Beide erkranken an dem grassierenden Fleckfieber und kommen in das im Lager Hohne von den Briten in den Kasernen des Truppenübungsplatzes eingerichtete Krankenhaus. Am 17. Mai 1945 stirbt die Mutter Marie-Louise dort. Sie ist auf dem dortigen Friedhof in einem Reihengrab an einer nicht genau zu bestimmenden Stelle bestattet. Thérèse Lachot kehrt am 31. Mai 1945 nach Frankreich zurück. Am 30. Oktober 1946 heiratet sie Michel Boudier, mit ihm gemeinsam bewirtschaftet sie einen Hof. Thérèse Boudier ist Mutter von fünf Kindern. Sie wird behördlich anerkannt als Angehörige der *Forces françaises combattantes* und als *déportée et internée résistante*. Thérèse Boudier stirbt am 21. Januar 2023.



Den folgenden Bericht hat Thérèse Boudier als Broschüre im Selbstverlag veröffentlicht, er trägt das Datum 13. Dezember 1995. Der Charakter des Berichts als wahrheitsgemäßes Zeugnis wird dadurch unterstrichen, dass alle Seiten – wie bei einer juristischen Zeugenaussage – jeweils handschriftlich unterzeichnet sind. Eine frühere deutsche Übersetzung ist uns nicht bekannt.

Da wir zwei Broschüren von Thérèse Boudier veröffentlichen, haben wir den folgenden Text ausnahmsweise etwas gekürzt und die Seiten 1 bis 6, in denen die Autorin ihre Kindheit und Jugend bis 1940 beschreibt, einen kurzen Exkurs sowie zwei Redebeiträge im Anhang weggelassen.

Die Übersetzung besorgte Katharina Hertz-Eichenrode.